

## Pascals Stellung zum Skepticismus.

Ein Beitrag zur Geschichte der neueren Philosophie.

Von Matthias Sierp.

### Zweiter Theil.

(Fortsetzung.)

III. Pascals Stellung zu den Grundwahrheiten der natürlichen Religion und der sittlichen Ordnung.

Wie wir oben bemerkten, soll Pascal ausser den Principien auch alle Folgerungen des Skepticismus angenommen haben, nämlich, dass es keine Wissenschaft, sondern nur Ansichten gebe, keine Moral, sondern nur Sitten, kein natürliches Recht, sondern nur Gebräuche; dass die Auctorität der Könige und der Obrigkeiten nur auf der Unvernunft der Völker beruhe, dass sich durch die Vernunft weder das Eigenthumsrecht, noch die Gesetze, selbst die der Familie rechtfertigen lassen, dass es endlich unmöglich ist, mit der Vernunft das Dasein Gottes zu erkennen.

Mehrere dieser Behauptungen sind schon in dem Vorigen widerlegt. Es bleibt uns nur noch übrig, zu untersuchen, ob Pascal einerseits die Erkennbarkeit der Grundwahrheiten der natürlichen Religion und andererseits die natürliche Grundlage der sittlichen Ordnung anerkannt habe.

#### A. Die Grundwahrheiten der natürlichen Religion.

Es handelt sich hier zuerst und hauptsächlich um die natürliche Erkennbarkeit des Daseins Gottes. Uebereinstimmend wird Pascal von allen seinen Gegnern angeklagt, dieselbe entschieden geleugnet zu haben. Als Belege dienen folgende Fragmente:

„Wir sind unfähig, zu wissen, sowohl was er ist, als auch ob er ist (art. X. 1).“

„Gott ist oder er ist nicht. Aber nach welcher Seite werden wir uns neigen? Die Vernunft kann darüber nichts bestimmen (ib.).“

„Ich würde mich nicht stark genug fühlen, um in der Natur Etwas aufzufinden, wodurch verhärtete Atheisten überzeugt werden könnten.“ (art. X, 5.)

„Es ist eine bewunderungswürdige Sache, dass sich kein kanonischer Schriftsteller je der Natur bedient hat, um Gott zu beweisen. Alle zielen darauf hin, an ihn glauben zu machen. David, Salomon etc. haben niemals gesagt: Es gibt keine Leere; also gibt es einen Gott. Sie mussten geschickter sein, als die Geschicktesten, die seitdem gekommen sind, die sich solcher Beweise bedient haben. Das ist sehr bedeutend.“ (art. X, 6.)

„Nun denn, sagen Sie nicht selbst, dass der Himmel und die Vögel Gott beweisen? Nein. Und sagt es Ihre Religion nicht? Nein. Denn obgleich das wahr sei in Bezug auf einige Seelen, denen Gott diese Einsicht gibt, so ist es nichtsdestoweniger falsch in Bezug auf die Meisten.“ (art. XXV, 200.)

Endlich findet man diese Anklage auch durch die Aeußerung Pascals begründet, wonach er in dem Atheismus wenigstens bis zu einem bestimmten Grade ein Zeichen der Geisteskraft erblickt (art. XXIV, 101).

Um diese Anklage zurückzuweisen, werden wir zeigen, dass Pascal die Vernunftbeweise des Daseins Gottes nicht verwarf, dass er aber auf dieselben kein grosses Gewicht legte, weil sie für ihn keinen praktischen (apologetischen) Werth hatten. Die Erklärung der entgegengestellten Gedanken wird dann keine grosse Schwierigkeit bieten.

Im ersten Artikel (fr. 11) finden wir folgende Worte:

„Ich fühle, dass ich hätte nicht sein können; denn das Ich besteht in meinen Gedanken. Ich also, der ich denke, wäre nicht dagewesen, wenn meine Mutter vor meiner Belebung getödtet worden wäre. Folglich bin ich kein nothwendiges Wesen. Auch bin ich weder ewig noch unendlich, aber ich sehe wohl ein, dass es in der Natur ein nothwendiges, ewiges und unendliches Wesen gibt.“

In diesen Worten ist offenbar der kosmologische Beweis nicht zu verkennen.

In einem andern Fragmente (art. XXII, 6) bemerkt Pascal, dass alle Diejenigen, welche Gott ohne Christus suchen und bei der Natur stehen bleiben, in den Atheismus oder in den Deismus fallen. Er räumt also ein, dass die Natur durch die Beweise, welche sie liefert, zum Deismus, d. h. zur Anerkennung Gottes als des Schöpfers der Natur, führen kann. Derselbe Gedanke liegt im folgenden Fragmente (art. XXIV, 97):

„Unbegreiflich, dass Gott sei, unbegreiflich, dass er nicht sei.“

Wenn es unbegreiflich ist, dass Gott nicht sei, so gibt es zwingende Gründe seines Daseins. Es wurde also wenigstens der speculative Werth solcher Beweise von Pascal anerkannt.

Vernehmen wir ihn nun über den praktischen Werth derselben:

„Die metaphysischen Beweise des Daseins Gottes sind so weit von dem Gedankengange der Menschen entfernt und so verwickelt, dass sie wenig Eindruck machen (*qu'elles frappent peu*); und wenn sie auch Einigen dienen, so geschieht das doch nur während des Augenblicks, in dem sie diese Beweisführung einsehen, aber eine Stunde nachher fürchten sie, sich geirrt zu haben.“  
(Art. X, 5.)

Folglich anerkennt Pascal, dass die metaphysischen Beweise wenigstens für diejenigen, welche Denkkraft genug besitzen, um sie betrachten zu können, und für die Zeit, während welcher sie ihre Aufmerksamkeit auf dieselben richten, eine unverkennbare Beweiskraft haben. Doch ist die Kenntniss Gottes, welche durch dieselben erworben wird, noch recht unvollkommen und wenig fest. Es passt deshalb nicht in den Plan seines Werkes, die natürlichen Beweise des Daseins Gottes zu entwickeln. Er sagt darum in demselben Fragmente:

„Deshalb werde ich es hier nicht unternehmen, Gottes Dasein . . . . durch natürliche Gründe zu beweisen.“

Zu beachten sind hier die Worte: „deshalb“ und „hier“, die Cousin in der Entwicklung seiner Anklage einfach weggelassen hat; sie zeigen deutlich, dass Pascal diese natürlichen Gründe zu entwickeln unterlässt, nicht weil sie an und für sich keinen Werth haben, sondern weil sie das nicht beweisen, was er in seiner Apologie des Christenthums darthun will, nämlich das Dasein des lebendigen Gottes, den wir durch Christus kennen. Hier also, wo es sich um den Gott der Christen handelt, würden solche Beweise nicht an ihrem Orte sein.

Bemerkenswerth sind noch mehrere Fragmente des zweiundzwanzigsten Artikels.

„Ich staune“, sagt Pascal (fr. 2.), „mit welcher Kühnheit diese Personen es unternehmen, von Gott zu sprechen, wenn sie sich an die Gottlosen wenden. Ihr erstes Kapitel ist, die Gottheit aus den Werken der Natur zu beweisen. Ich würde über ihr Unternehmen nicht staunen, wenn sie ihre Worte an Gläubige richteten; denn alle die, welche einen lebendigen Glauben im Herzen haben, sehen sogleich ein, dass Alles, was ist, nichts Anderes ist, als das Werk Gottes, den sie anbeten.“

Auch hier bekennt Pascal, dass Gott aus seinen Werken erkannt werden könne. — Ferner gesteht er, dass Gott aus den geometrischen

Wahrheiten und aus der Ordnung der Elemente als deren Schöpfer und Urheber erkennbar sei, indem er (fr. 3.) sagt:

„Der Gott der Christen ist kein Gott, der einfach Urheber der geometrischen Wahrheiten und der Ordnung der Elemente ist; das ist der Antheil der Heiden und der Epikuräer. . . . Der Gott der Christen ist ein Gott der Liebe und des Trostes. Es ist ein Gott, welcher die Seele und das Herz, das er besitzt, erfüllt; es ist ein Gott, der sie ihr Elend und seine unendliche Gnade fühlen lässt, der sich mit dem Grunde ihrer Seele vermählt, der sie mit Demuth, Freudigkeit, Vertrauen und Liebe erfüllt, der sie eines anderen Zieles als seiner (Gottes) selbst unfähig macht.“

Derselbe Gedanke wird in mehreren andern Fragmenten desselben Artikels weiter verfolgt. Es erhellt daraus, dass Pascal die natürlichen Beweisgründe des Daseins Gottes nur deshalb vernachlässigt, weil sie den dem Herzen fühlbaren Gott nicht offenbaren. In einem schon citirten Fragmente erkennt Pascal an, dass man Gott ohne Christus kennen könne, dass aber diese Erkenntniss nur den Deismus bilde, den die christliche Religion fast ebensosehr verabscheue, als den Atheismus. Zugleich behauptet er, ein Gott, der nur als Urheber der geometrischen Wahrheiten und der Ordnung der Elemente gelte, übe keinen moralischen, wirksamen Einfluss auf das Herz und den Willen der Menschen aus und darin hat er gewiss nicht Unrecht. Ein solcher Gott ist in den Augen Pascals nur ein abstracter Begriff, zu dem man sich vermittelt subtiler Schlussfolgerungen erhebt. Ein solcher Gott ist in die obersten Regionen der Vernunft verwiesen und von dort her bleibt er den Willensbestimmungen fremd und gleichgültig. Der Gott, der auf unsere Handlungen Einfluss ausüben soll, muss das Gefühl erwecken. „Die Vernunft“, sagt Pascal, „geht langsam zu Werke, nicht so das Gefühl; es regt sich in einem Nu und ist stets bereit zu handeln.“

Daher auch die Behauptung Pascals, kein kanonischer Schriftsteller habe sich je der Natur bedient, um Gott zu beweisen; Alle hätten vielmehr dahingestreb, den Glauben an Gott zu erwecken. Diese Behauptung hält Cousin und nach ihm Havet für offenbar falsch; sie verweisen auf so viele Stellen des alten und neuen Testaments, in denen die Erkennbarkeit Gottes aus seinen Werken ausdrücklich gelehrt wird. Nichtsdestoweniger liesse sich der Satz Pascals rechtfertigen. Denn in der That finden wir in der hl. Schrift keine eigentlichen Beweise dieser Wahrheit; doch weist uns die hl. Schrift auf die Werke Gottes als auf eine Bestätigung unseres Glaubens hin und ermahnt uns, in den Wundern des Weltalls die Vollkommen-

heiten Gottes, die in denselben widerstrahlen, zu bewundern. Gewiss wird sich also der Wohlgesinnte, aufrichtig nach Wahrheit Strebende von den Werken Gottes zur Erkenntniss seiner Vollkommenheiten erheben können, und daraus erhellt, dass Gottes Dasein absolut auf diesem Wege erkannt werden kann. In der Wirklichkeit aber werden die Menschen auf einem höhern, minder abstracten Wege zur Erkenntniss Gottes geführt. Diejenigen, welche Gott durch rationelle Beweise erkannt haben, werden stets als Ausnahmen betrachtet werden müssen. Und dann sind diese Beweise meistens ohnmächtig. Ist das aufrichtige Streben nach Wahrheit nicht vorhanden, so werden wir mit Pascal sagen müssen, dass der Himmel und die Vögel die Ueberzeugung von Gottes Dasein nicht hervorbringen werden.

Viel missbraucht wird die Stelle, in der Pascal den Atheismus als ein Zeichen der Geisteskraft, aber nur bis zu einem bestimmten Grade, darstellt. Cousin spricht darüber so: „Es ist Geisteskraft, das Dasein Gottes im Namen der Vernunft zu leugnen, wenn man es nur aus den Händen der Offenbarung annimmt. Da ist Pascal ganz und gar (*là est Pascal tout entier*).“ Dieser Schluss ist aber durch die natürliche Erklärung der Stelle widerlegt. Anderswo hat Pascal gesagt, es gehöre ebensowohl eine ausserordentliche Geisteskraft dazu, bis zu einem gewissen Grade des Bösen, als bis zu diesem Grade des Guten zu gelangen. Die Mittelmässigkeit und Halbheit ist bei den Menschen das Gewöhnlichste. Diesen Gedanken konnte Pascal auf die Gottlosigkeit der Atheisten anwenden und sagen, sie sei in einem gewissen Grade ein Zeichen der Geisteskraft. Die Idee Gottes ist so tief in unsrer Seele eingewurzelt und die Neigung, uns Gott, unserm Schöpfer, hinzugeben, so unüberwindlich, dass der Atheist allerdings bis zu einem gewissen Grade Geisteskraft bekundet, wenn er sich Gewalt anthut, um dieser Neigung zu widerstehen, indem er dem so hellen Lichte der natürlichen und übernatürlichen Offenbarung Gottes die Augen verschliesst.

Die Hauptstelle, auf welche sich die Ankläger Pascals stützen, ist dem zehnten Artikel entnommen. Pascal sagt dort (fr. 1.) in ausdrücklichen Worten:

„Wir sind unfähig zu wissen, was er ist und ob er ist.“ — „Die Vernunft kann darüber nichts entscheiden.“

Es lässt sich nicht leugnen, dass alle Erklärungsversuche hier vergebens sein würden, wenn wir in diesen Worten den eigenen Gedanken Pascals erblicken müssten. Es wird in denselben auf eine

unzweideutige Weise die Unfähigkeit der Vernunft, das Dasein Gottes zu beweisen, gelehrt. Aber eben daraus dürfen wir schon schliessen, dass sie nicht den Gedanken Pascals, sondern nur den des Atheisten, mit dem er sich über die Religion unterhält, ausdrücken. Wie wir nachgewiesen haben, hat sich Pascal der Vernunft bedient, um Gottes Dasein zu beweisen. Die metaphysischen und physischen Beweise erkennt er als gültig an, wenn er auch verschmäht, sie in seinem apologetischen Werke zu gebrauchen, weil sie keinen grossen Eindruck auf das Herz machen und nur zum Deismus führen können. Mit diesen so bestimmten Aeusserungen würden die citirten Worte einen unaufhebbaren Widerspruch bilden, wenn sie Pascals Gedanken ausdrückten. Ausserdem ist in dem Fragmente, dem obige Stellen entnommen sind, die Unbegreiflichkeit Gottes als ein genügender Grund dargestellt, die Beweisbarkeit seines Daseins durch die Vernunft zu leugnen, während doch Pascal in seiner Abhandlung über den geometrischen Geist ausdrücklich den Grundsatz aufgestellt hatte, die Unbegreiflichkeit einer Sache sei kein Grund, dieselbe zu verwerfen. Wenn also auch obige Stellen ganz vereinzelt und ohne Zusammenhang mit andern daständen, so würde aus den vorgelegten Gründen Gerechtigkeit und Vernunft es uns zur Pflicht machen, sie als Einwürfe anzusehen, da sie mit der ganzen Lebensrichtung Pascals und seinen sonst klar dargelegten Grundsätzen im grellsten Widerspruche stehen. Ernster noch wird diese Pflicht uns erscheinen, wenn wir bedenken, dass diese Stellen, wie Cousin zugesteht, zu einem Zwiegespräche gehören, worin natürlicher Weise sich Einwürfe und Antworten vorfinden. Positive Anhaltspunkte fehlen uns für diese Behauptung nicht. Im siebenzehnten Jahrhundert schon hatte ein Abbé de Villars auf Grund erwähnter Stellen gegen Pascal die Anklage erhoben, als halte er die Erkenntniss des Daseins Gottes der menschlichen Vernunft für unzugänglich; aber im selben Jahrhundert hat Pascal in Bayle einen durchaus unverdächtigen Vertheidiger gefunden. Dieser wies nach, dass von den Stellen, worauf sich die Anklage stützt, die eine Pascal gar nicht zugeschrieben werden kann, und dass die andere kein Zugeständniss enthält, sondern nur eine Aussage des Atheisten, welche Pascal für den Augenblick nicht bekämpft, weil er den Atheisten auf einem andern Wege zur Erkenntniss der Wahrheit führen will.

Uebrigens wird es leicht sein, wenn man das ganze Fragment näher betrachtet, zu erkennen, dass es ein Zwiegespräch bildet, in

dem sich die angeschuldigten Aeussierungen mit geringer Mühe erklären lassen. Die Erwägung des ganzen Stückes wird insofern Interesse bieten, als es uns die eigenthümliche Methode Pascals in den Bekehrungsversuchen der Ungläubigen vor die Augen führt. Es gibt ein provisorisches Argument, das eigentlich den Ungläubigen nicht überzeugen, sondern nur in ihm das Verlangen erwecken soll, die Religion näher zu kennen. Aus diesem rein provisorischen Argumente macht Lescoeur, wie wir gesehen haben, das ganze Wesen der Methode Pascals. Daraus erkennen wir den Ursprung, aber auch die Unbegründetheit der Erklärung dieses Gelehrten, der Pascals Gewissheit nur auf der Regel der Vertheilungen oder auf einer Wahrscheinlichkeitsrechnung beruhen lässt.

Der Ungläubige scheint den Dialog, dessen einzelne Theile nicht unterschieden dastehn, zu eröffnen. Durch die Rede Pascals gegen die Gleichgültigkeit in Religionssachen, die wir im 9. Artikel finden, erschüttert, antwortet der Ungläubige: Aber von allen diesen Wahrheiten, deren Wichtigkeit Sie dargethan haben, weiss ich Nichts. „Unsere Seele ist in einen Leib geworfen, in dem wir Zahl, Geist und Ausdehnung vorfinden. Daraus zieht sie Schlüsse (*elle raisonne là-dessus*) und nennt das Natur, Nothwendigkeit. Etwas Anderes (über uns hinausgehendes) kann sie nicht glauben.“

Pascal lenkt nun den Geist des Ungläubigen auf das Unendliche hin, dessen Wirklichkeit wir zwar erkennen, dessen Natur wir aber nicht begreifen. Es ist desshalb möglich, dass wir das Dasein Gottes erkennen, ohne zu wissen, was er ist, d. h. seine innere Wesenheit.

Der Ungläubige benutzt aber die Betrachtungen Pascals, nämlich dass wir das Unendliche wohl seinem Dasein, aber nicht seiner Natur nach erkennen können, weil es wohl, wie wir, Ausdehnung, aber nicht, wie wir, Grenzen hat, um daraus zu schliessen, dass wir Gott auf keine Weise erkennen können, da er weder Ausdehnung noch Grenzen habe.

Pascal, wie wir aus dem Folgenden ersehen, will auf den Gedankengang des Ungläubigen nicht eingehen, da er ihn durch ein provisorisches Argument zur Erkenntniss Gottes oder vielmehr zu einer vorläufigen Annahme seines Daseins zu führen beabsichtigt. Er sagt desshalb einfach: „Aber durch den Glauben erkennen wir sein Dasein, durch die Herrlichkeit werden wir seine Natur erkennen.“

Der Ungläubige: „Lassen wir den Glauben und sprechen wir nach der natürlichen Einsicht. Wenn es einen Gott gibt, so ist er unendlich, unbegreiflich; denn da er weder Theile noch Grenzen hat, so steht er zu uns in keiner Beziehung. Wir sind deshalb unfähig, zu erkennen, sowohl was er ist, als auch dass er ist. Da dem so ist, wer wird diese Frage zu lösen wagen; jedenfalls wir nicht, die wir zu ihm in gar keiner Beziehung stehen.“

Es ist klar, dass gerade die Aeusserung, welche die Anklage am meisten zu begründen scheint, nicht aus dem Munde Pascals, sondern aus dem des Ungläubigen fiesst.

Pascal antwortet nicht direct auf den Einwurf des Ungläubigen, sondern nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Unbegreiflichkeit der christlichen Glaubenswahrheiten, die ja ausdrücklich von den Christen anerkannt werde, spricht er also: „Untersuchen wir also diesen Punkt und sagen wir: Gott ist oder er ist nicht. Aber nach welcher Seite werden wir uns neigen? Die Vernunft kann hier nicht entscheiden; ein unendliches Chaos trennt uns. Aber an der äussersten Grenze dieser unendlichen Entfernung wird ein Spiel gespielt: Schrift oder Wappen wird herauskommen. Was wetten Sie? Der Vernunft nach können Sie weder das eine, noch das andere thun; mit der Vernunft können Sie weder das eine, noch das andere vertheidigen. Beschuldigen Sie also des Irrthums die nicht, die eine Wahl getroffen haben.“ Pascal spricht hier offenbar nur den Gedanken des Ungläubigen aus und lässt denselben dahingestellt sein, weil er nicht die Absicht hat, ihn sofort zu widerlegen. Wie schon Bayle bemerkt hat, müssen wir Pascals Worte so verstehen, als wenn da stände: Sie behaupten, wir könnten durch die Vernunft darüber nicht entscheiden; doch wollen wir darüber nicht streiten. Werfen wir lieber unsern Blick auf das Spiel, welches am äussersten Ende der uns von Gott trennenden Entfernung gespielt wird. Durch weitere Ausführung der Regeln der Wetten oder der Vertheilungen (*‘règle des paris’* oder *‘des partis’*) und durch ihre Anwendung auf den in Frage stehenden Gegenstand führt nun Pascal den Ungläubigen zu dem Verlangen, an Gott zu glauben. Der Unglaube soll zu diesem Zwecke, nach der Anweisung Pascals, sich bemühen, nicht sich durch Vernunftschlüsse von dem Dasein Gottes zu überzeugen, sondern seine Leidenschaften zu vermindern. Dies sei nämlich das beste Mittel, den Unglauben in seinem Herzen zu zerstören, da die Beweise für Gott und seine Religion triftig genug sind, um dem Herzen



die Ueberzeugung zu bringen, wenn die Leidenschaften den christlichen Wahrheiten nicht den Eintritt verschlössen. Deshalb sagt er später im selben Artikel mit grosser Kraft: „Ich hätte bald die Vergnügen aufgegeben, sagen sie, wenn ich den Glauben hätte. Ich aber sage Euch, Ihr hättet bald den Glauben, wenn Ihr die Vergnügen aufgegeben hättet. An Euch ist es, anzufangen (fr. 3).“ Mit dieser Läuterung des Herzens soll dann der Ungläubige die Uebungen des Christenthums verbinden und thun, als wenn er glaube. „Das werde ihn ganz natürlich zum Glauben bringen und ihn verdummen (et vous abêtira).“ Diese letzten Worte werden später ihre Erklärung finden.

Vorstehende Bemerkungen können wir auch auf die andern Wahrheiten, welche der natürlichen Religion zu Grunde liegen, anwenden. Wir wollen bloss die Geistigkeit und die Unsterblichkeit der Seele hervorheben. Auch diese Wahrheiten wollte Pascal, und zwar aus den schon erwähnten Gründen, nicht durch Vernunftbeweise darthun. Doch verachtete er diese Beweise nicht. Wir erinnern bloss an die schönen Gedanken des ersten Artikels, wo er von der Würde des denkenden Rohrs spricht, das zwar schwach, aber grösser ist, als das ganze Weltall, weil es sein Elend erkennt. In andern Fragmenten erklärt Pascal, „es sei unbegreiflich, dass wir keine Seele haben,“ und „Nichts sei unbegreiflicher, als dass die Materie sich selbst kenne.“

## B. Die Grundlage der sittlichen Ordnung.

Pascal wird in dieser Hinsicht angeklagt, die natürliche Grundlage der sittlichen Ordnung misskannt zu haben, indem er das Naturrecht verworfen habe. Auch diese Consequenz des Skepticismus habe Pascal nicht zurückgewiesen. So werden von Cousin, und nach ihm von Havet, zahlreiche Stellen angeführt, in denen Pascal die natürlichen Principien für nur angewöhnte und die Gerechtigkeit für eine Modesache, die je nach den verschiedenen Gegenden verschieden ist, erklärt haben soll. Pascal sagt sogar ausdrücklich: „Nichts, nach der Vernunft allein, ist an und für sich gerecht.“ Darum sehe er auch keine Gerechtigkeit in den bestehenden Gesetzen, denen folglich nur die Gewalt ihre Verpflichtung gebe. Das Recht des Schwertes gebe ein wirkliches Recht.

Bei dieser Anklage brauchen wir nicht lange zu verweilen. In den citirten Stellen will Pascal nur hervorheben, wie leicht es ist, die Natur mit der Gewohnheit zu verwechseln, und dass in den unter den Menschen geltenden Gesetzen manches auf der Willkür beruhe. Es gibt in den ‚Gedanken‘ Pascals Fragmente, in denen klar ausgesprochen ist, dass es Naturgesetze gibt, die durch keine entgegengesetzte Angewöhnung verwischt werden können. Doch sagte er auch, dass oft dasjenige, was die Menschen Natur nennen, nur eine erste Gewohnheit ist. Hätte er behauptet, das sei stets der Fall, so würde sich allerdings seine Behauptung nicht rechtfertigen lassen. Uebrigens sagt er in mehreren Fragmenten, dass Instinct und Erfahrung uns die Natur erkennen lassen, während die Vernunft dazu beiträgt, sie zu verwischen.

In verschiedenen Fragmenten untersucht Pascal, worauf die menschliche Gesetzgebung und ihre Auctorität beruhe und er gelangt zu dem Resultate, dass die menschlichen Gesetze nicht die reine Gerechtigkeit und Billigkeit zur Grundlage haben.

„Es gibt allerdings natürliche Gesetze“, sagt er, „aber diese prächtige verderbte Vernunft hat Alles verdorben.“ — „Alle guten Grundsätze sind in der Welt; man ermangelt nur, sie anzuwenden.“

Daraus erklärt sich, dass die Anwendung des Begriffs des Gerechten oder Ungerechten je nach den verschiedenen Zeiten und Orten verschieden ist, so dass, „wie die Mode bewirkt, dass den Menschen Manches gefällt, so auch sie die Gerechtigkeit macht.“ Dazu kommt, dass manche menschliche Gesetze den Leidenschaften ihren Ursprung verdanken, wie Pascal hervorhebt.

In allen diesen Gedanken wird also keineswegs das Naturrecht gezeugnet, sondern nur die Unvollkommenheit der menschlichen Gesetzgebung betont. — Aber wie sollen wir diese Behauptung Pascals erklären:

„Nichts, nach der Vernunft allein, ist an und für sich gerecht; Alles schwankt mit der Zeit. Der Gebrauch macht die ganze Gerechtigkeit, und zwar darum allein, weil er einmal angenommen ist; das ist der mystische Grund ihrer Auctorität. Wer sie auf ihren Ursprung zurückführen will, zerstört sie. Nichts ist so mangelhaft, als die Gesetze, welche die Fehler verbessern wollen. Wer ihnen gehorcht, weil sie gerecht sind, gehorcht nur der Gerechtigkeit, welche er sich eingeildet hat, aber nicht dem Wesen des Gesetzes. Dies ist ganz in sich selbst zusammengedrungen; es ist Gesetz und nichts weiter.“

Um diesen und anderen ähnlichen Gedanken die rechte Deutung zu geben, müssen wir nicht vergessen, dass P. nur von der Anwendung

der Principien der Gerechtigkeit auf die menschlichen Handlungen, also von der Gerechtigkeit im concreten Sinne spricht. Er weist nach, dass es in den menschlichen Dingen keine absolute Gerechtigkeit gebe, oder dass unsere Handlungen nur einer relativen Güte fähig sind. „Wovon wird man sagen, dass es (absolut) gut sei? Die Keuschheit? Nein; denn die Welt würde untergehen. Die Ehe? Nein, denn die Enthaltbarkeit ist besser. . . .“ Was folgt aus diesem Charakter der menschlichen Handlungen? Dass bei ihnen die moralische Güte und Gerechtigkeit von vielen positiven Bedingungen, Zeit-, Orts- und Personenumständen, ja von vielen rein menschlichen, willkürlichen Einrichtungen abhängig ist. Diese verschiedenen Bedingungen nennt P. „Gebrauch“ und so kann er in einem gewissen Sinne mit Wahrheit sagen, dass der Gebrauch die ganze Gerechtigkeit ausmacht. Er beleuchtet das durch ein Beispiel. Offenbar ist die Trennung der Menschen in verschiedene Nationen, die verschiedenen Staaten angehören, wenn auch einigermassen auf die Verschiedenheit der Sprachen und anderer Eigenthümlichkeiten zurückzuführen, doch im Grunde eine zufällige und vielfach von der Willkür der Menschen abhängige zu nennen. Auf diesem zufälligen und willkürlichen Umstände beruht aber das Kriegerrecht, dem also keine absolute, sondern nur eine relative Gerechtigkeit zugeschrieben werden kann. Darum sagt Pascal drastisch: „Gibt es etwas Spasshafteres, als dass ein Mensch das Recht hat, mich zu tödten, weil ich auf der andern Seite des Flusses wohne und weil sein Fürst mit dem meinigen Streit hat?“ Pascal behauptet ferner, die Auctorität des Gesetzes beruhe allein auf der Thatsache seines Bestehens wie auf einer mystischen Grundlage, die man nicht näher erforschen dürfe. Wollte man es auf sein Princip zurückführen, so würde man es zerstören, weil dann sein Mangel an Gerechtigkeit sich zeigen würde. Um diesem Uebelstande abzuhelpen, gibt Pascal folgenden Rath:

„Es ist gefährlich, dem Volke zu sagen, dass die Gesetze nicht gerecht sind; denn es gehorcht bloss, weil es sie gerecht glaubt. Deshalb muss man ihm zugleich sagen, dass man den Gesetzen gehorchen müsse, eben weil sie Gesetze sind, sowie man den Obrigkeiten gehorchen muss, nicht weil sie gerecht sind, sondern weil sie Obrigkeiten sind. Wenn man das Volk davon überzeugen kann, so hat man dadurch dem Aufruhr vorgebeugt.“

An einer andern Stelle heisst es:

„Es wäre also gut, dass man den Gesetzen und Gebräuchen gehorchte, eben weil es Gesetze . . . sind.“

In allen diesen Stellen ist einfach die wahre Natur der Auctorität, welche den menschlichen Gesetzen eigen ist, ausgesprochen. Eine absolute Gerechtigkeit und eine auf dieser beruhende Auctorität können sie nicht beanspruchen. Sie haben Kraft durch den Willen und zwar durch den mit moralischer und physischer Macht ausgerüsteten Willen des Gesetzgebers.

Wenn man nun Pascal anklagt, wie Havet es sich erlaubt, die Verpflichtung der Gesetze nur auf die Gewalt gegründet zu haben, so thut man ihm gewiss Unrecht. Denn er sagt ausdrücklich:

„Es ist billig, dass man dem gehorche, was gerecht ist. Es ist nothwendig, dass man dem gehorche, was am stärksten ist.“ — „Die Gerechtigkeit ohne die Macht ist ohnmächtig, die Macht ohne die Gerechtigkeit ist tyrannisch.“ — „Der Gerechtigkeit ohne Macht wird widersprochen . . . , weil es immer Böse gibt; die Macht ohne Gerechtigkeit wird angeklagt. Man muss also die Macht und die Gerechtigkeit vereinigen und zu dem Zwecke erwirken, dass das Gerechte stark und das Starke gerecht sei.“

(Schluss folgt.)